Maria Thurnheer [Schluss]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574764

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Maria Thurnheer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Paul Ilg, Zürich.

(Schluß).

Fast drei Jahre waren seit jener Seegefrörne vergangen, und diese Zeit bedeutete für mich mehr als eine Prüfung in Herzensnöten; sie brachte mir nach mühseligem Ringen und Suchen Schritt für Schritt die letzten Aufschlüsse über meine innere Bestimmung.

In einer haltlosen Stunde hatte ich doch die Leidenschaft entscheiden lassen. Aus Trotz gegen die abtrünnige Geliebte, die nicht zu mir zurückkehrte, nahm ich eine Stelle im Welschland an, und ohne Maria ein Wort zu sagen, mit dem Vorsatz, sie durch einen kühnen Aufstieg zu beschämen, verließ ich Treustadt. Ja, eine stolze Rache wollte ich üben. Statt dessen mußte ich selbst für diesen Hochmut, der im Kern ja nur blutige Verzweiflung war, bitter büßen. Wie heißen all die Berge, die ich seufzend erklomm, die Flüsse, mit denen ich ziellos reiste, um meine Niederlage zu verschmerzen! Ein Heide auf eigene Hand, suchte ich das verlorene Heil in der Natur und trieb einen wahren Sonnenkultus. Es gab kaum einen klaren Morgen oder Abend, an dem ich nicht meine wunde Seele vor der wundertätigen Erdenmutter entblößte: „Erlöse mich!“ Umsonst! Acht innige Jahresringe hatte die Liebe hineingebrannt — die konnte selbst die Sonne nicht mehr tilgen. Die lange hartnäckige Verbannung kostete mich viel Nervenkraft; denn ich konnte Maria, von der mir die Mutter zuweilen Grüße bestellte und aufreizende Nachricht gab, nicht einen Tag vergessen. Wie mancher Beschützer muß das zu seinem Kummer erfahren. Während er sich mit Pausbacken einredet, der Herr im Spiele zu sein, merkt er eines Tages, daß er den Schützling, der ihm den Abschied gibt, nicht mehr entbehren kann. Stiere mir nicht so dumm das Verhängnis an, du Narr, sondern frage dich redlich: „Was habe ich versäumt?“ So ging es auch mir. Unter unsäglichen Schmerzen gewann ich den inneren Stolz, der keine Flaggen und Fanfaren mehr braucht. Langsam rang ich mir die Erkenntnis ab, daß ich keinerlei Rechte auf Marias Liebe und Treue hatte.

Diese schien wirklich meine Freundschaft leicht zu entbehren. Es zeigte sich nämlich — darin hatten sie also ihre Hoffnungen nicht betrogen — daß auch die Herren der Bleiche Gefallen an ihr fanden. Sie war sozusagen die Zierpuppe des Hauses und eine Augenweide für die Prinzipale. Wenn die Käufer von Paris, London und Neu-York kamen, um die neuen Musterreihen zu sehen und Bestellungen zu machen, so mußte die gewandte, mit guten Manieren begabte Maria den anspruchsvollen Herren aufwarten. Sie führte ihnen mit Lust und Grazie die seidengestickten Roben, die Spitzen- und Mullkleider vor und hatte gewiß ebensoviel Freude an solcher Vorstellung wie die Herren Beschauer. Kein passenderes Amt hätte man für sie finden können. Was aber sagte der Herr Verwalter dazu?

Stolz und Sehnsucht hielten sich bei meiner Rückkehr die Stange. Ich hatte während der langen Zeit von Maria keine Zeile erhalten, also durfte ich mir, obgleich es mich mit Gewalt nach dem Pförtnerhäuschen trieb, beileibe nichts vergeben. Auch ich konnte mich über einen tüchtigen sozialen und geistigen Zuwachs ausweisen. Von den muttersöhnlichen Schwächen und Zaghaftigkeiten hatte mich die Fremde gründlich geheilt, und meine geschäftliche Tüchtigkeit wußte ich desgleichen ins rechte Licht zu rücken. Wenn mich daher die Mutter, die meinen inneren Zustand trotzdem ahnen mochte, ganz betulich fragte: „Hast du deinen Schatz immer noch nicht gesehen? Wollen wir vielleicht anstandshalber miteinander einen Besuch bei den Thurnheers machen?“ so wies ich dieses Ansinnen schroff zurück, während mich das Verlangen darnach schier umbrachte. Wenn es einmal unerträglich werden wollte, sprach ich zu meinem Herzen: „So lauf doch! In wenigen Minuten kannst du sie ja sehen!“ Das schaffte mir immer wieder Ruhe.

Schon vier Wochen war ich wieder im Land — da kam endlich das heiß ersehnte Wiedersehen. Ein milder Herbstabend, ein melancholisches Blätterrauschen:

„Bald ist's vorbei!“ wollte mich hinauslocken. Ich blieb dennoch in meiner Trösteinsamkeit unter dem Dache, denn die Natur war mir nicht mehr die allein seligmachende Göttin. Mehr als sie hatten mich andere Mächte gestärkt und erhoben. Von dem Regal über meinem Tischchen breiteten sie schützend, segnend ihre Hände aus. Wie sollte ich sie nicht über alles lieben und loben, die köstlichen Schätze, zu denen ich kam, wie ein verirrtes Kind zu einem Stück Brot! Als ich nach ihnen griff, hatte ich noch keine Ahnung, welche Gnaden sie bergen, wieviel Trost sie spenden. Bald jedoch sprach es auch in meinem Innern: „Sesam, tu dich auf!“ und von den Blättern, die mir lange stumm geblieben, ging mählich ein Leben und Leuchten aus, das mich weit inniger beglückte als das Sonnenlicht. Nicht minder froh als meine oberflächlichen Kollegen zu Tanz und Spiel lief ich nach Feierabend heim zu den Werken meiner Dichter, die auch ohne den Mund der Lehrer gewaltig zu mir sprachen und mir in allen Nöten besser als die lebenden Freunde beistanden. Einen andern Haussegen als die bunte Bücherreihe, deren Inhalt mich unerschöpflich deuchte, brauchte ich nicht. Schlug ich einen Band auf, so geschah es mit klopfendem Herzen: „Nun ade, Armut und Mühsal!“ und hatte mich eine Dichtung im Innersten erquickt, dann trieb es mich erst noch, den oft so schmerzensreichen Erdentagen des Schöpfers nachzusinnen, seinen unsterblichen Geist wehmütig zu grüßen, ihn für den Unverstand der Menschen mit erhobenen Händen um Verzeihung zu bitten. Nicht zu den Strahlenden fühlte ich mich hingezogen, meine Liebe gehörte den Verfolgten, Unglücklichen, die unter der Last des Schicksals zusammenbrachen, und meine Trauer war, daß ich diesen nicht Freund und Gefährte hatte sein dürfen. Wie gering erschienen mir dann meine eigenen Schmerzen! Und doch wäre ich in der gefährlichsten Jugendnot ohne die gute Zuflucht wohl kaum vor dem Letzten, Schlimmsten bewahrt worden.

Mit meiner Mutter hielt ich es ein wenig wie der wissensdurstige Bleiche-Pförtner mit Frau und Tochter, nur mit dem Unterschied, daß ich bei meinen Vorlesungen nie auf Widerstand stieß. An jenem Abend ging sie jedoch wieder einmal anderer Erbauung nach, und das war vermutlich kein Zufall. Ich begriff den Zusammenhang in dem Augenblick, als an meine Türe geklopft wurde. Das leise Pochen traf mich wie Kanonendonner, ich war betäubt, sprachlos, kaum fähig, mich von meinem Sitz zu erheben. Im matten Schein der rotbeschirmten Lampe, die kaum den Umkreis des Tisches erhellte, stand die Unvergeßliche vor mir. Mit einem Schlag versank das Geisterreich und Wolkenkuckucksheim. Die Stauwehr von Stolz und Trotz konnte dem Ansturm der aufbrausenden Gefühle nicht widerstehen. Eine alles überflutende Welle von Glück riß mich hin an den Ort, wo ich in Gedanken schon tausendmal weilte. Das war kein Wiedersehen, denn meine Augen versagten nicht minder als die Sprache; es war der Zusammenprall zweier Herzen, von denen eins im andern selig untergeht. Nur das eine vermochte ich zu umspannen: „Sie ist da, ich halte sie fest in meinen Armen!“

O welche Welt ist das, darin nach Monden, Jahren der Oede und Verzweiflung die Allmacht solche Wunder tut, daß alles, was brach lag, in einem Nu zu blühen beginnt! Kann menschlicher Verstand Gerechtigkeit darin finden, wenn ein Herrscher seine Untertanen zu elenden Sklaven macht, sie langsam der Sonne, des Odems beraubt, damit, wenn die Ketten fallen, ihnen die Augen aufgehen sollen über den großen Schatz der Freiheit? „Zähle die Nächte, die du schlaflos verbrachtest, zähle die Stiche, die ich deiner Brust versetzte, und sage mir: Sind sie nicht reichlich aufgewogen durch eine Sekunde der Seligkeit?“ fragte die Allmacht, und mein Herz jubelte Ja und Amen. Da erst wußte ich, was Liebe ist.

„Hast du manchmal auch an mich gedacht?“ „O wärst du doch eher heimgekommen!“ „Von Tag zu Tag hoffte ich auf ein Briefchen von dir.“ „Wie durfte ich das, da du doch nichts mehr von mir wissen wolltest!“ „Aber jetzt, nicht wahr, kann alles noch gut werden?“ so überstürzten sich Worte und Gefühle zwischen langen innigen Küssen. Dann mußte ich den vor Ergriffenheit wankenden Gast in meine Trutzecke setzen und fühlen, suchen, was die lange Tren-

nung aus der Gefährtin meiner Knabenjahre gemacht hatte. Schon beim ersten Aufblick fiel ein Schatten auf meine Freude. Es war in ihrem Wesen eine Erregung, die nicht dieses Wiedersehen, ein Ausdruck von Kampf und innerer Not, die schwerlich unser Zerwürfnis betraf. Ich fand sie noch viel begehrenswerter als zuvor. Trotz aller Vergeistigung stand ich wieder ganz klein und scheu wie ein Schuljunge vor ihrer Schönheit. Die Arme waren inzwischen zum Erstaunen rund, die Brust voll, die Hüften stark geworden — mit einem Wort, das Werk schien vollendet, zum gelungenen Menschenbild nichts mehr zu fehlen als das von innen kommende, alles beseelende Licht. „Und das, ihr Himmel, soll mir gehören? Die köstliche Frucht — ist sie wirklich für mich gereift?" konnte ich vor Andacht mein Glück kaum fassen. Aufstöhnend umarmte ich immer wieder ihren ganzen Liebreiz, in stammelnder Einfalt offenbarte sich, was so lange schon nach Erfüllung drängte. Maria ließ es geschehen, die täuschende Erregung machte mich glauben, ihre Gefühle rauschten harmonisch mit den meinen zusammen, ihr Herz habe wie das meine seine Heimstatt gefunden. Sie küßte mich jedoch anders als ich sie, fast mütterlich oder doch mehr fraulich als mädchenhaft, als dächte sie dabei: „So ungestüm bist du noch, guter Junge!" Auch gewahrte ich ein trübes Lächeln in ihren Mundwinkeln — das konnte nichts anderes heißen als: „Es hätte früher kommen sollen!"

Wie lange war das schon, daß ich sie blindlings in den Armen hielt? Auf einmal standen meine wild klopfenden Pulse still. Bei Gott, sie war nicht zu mir heraufgekommen, um zu sehen, ob mir seither der Schnurrbart gewachsen sei!

„Sag mir alles, Maria! Ist dir etwas zugestoßen? Hast du vielleicht zu Hause großen Kummer? Ich muß alles wissen. Denk daran, daß ich jetzt stärker bin und dir wirklich helfen kann. Weißt du noch, wie wir vor vielen Jahren einmal bei der Vogtei saßen und berieten, wie lange wir noch bis zur Heirat warten müßten? Wenn du heute noch daran denkst, liebe Maria ... meinst du nicht, daß es dann recht bald sein könnte?" Und was ich sonst noch von meiner Stellung, meinen Aussichten auf sie einsprach. Wahrhaftig, die Geister zu unsern Häupten hatten mich nicht umsonst beseelt. Das Wort gehorchte mir, ich konnte aussprechen, was mich bewegte, brauchte keine Steine mehr zu schleudern, um meine Hingabe zu beweisen. Und mehr nur als Worte — ich hatte ein ganzes verständnisvolles Herz zu verschenken, ein Herz, das allein für sie schlug, die es erweckte. Sie konnte verzweifelt an meine Brust sinken und bekennen, daß sie einem andern gehört und nun verlassen sei — ich wollte sie nur noch zärtlicher umarmen: „Umsomehr hast du meine große Liebe nötig!"

Maria gab mir ausweichende Antworten auf meine Fragen. Ohne Scheu sprach sie aber von der Sklaverei im Elternhause und daß sie den lauernden Alten, der sie am liebsten an die Kette legte, kaum mehr ansehen könne. Dann horchte sie wieder dumpf in sich hinein, nickte mir manchmal mit dankbarem Blick zu oder schüttelte wehmütig den Kopf. Noch einmal nahm ich ihre beiden Hände, ich bat sie, mir eine Weile nur die lieben Augen zu schenken, und als sie dann wirklich ihre geheimnisvolle Innenwelt verließ, unsere Blicke groß ineinander ruhten, sagte ich mit allem Ernst, dessen ich fähig war: „Heute noch will ich zu deinem Vater gehen und ihm sagen, daß wir beide einig sind. Bist du damit einverstanden? Sag' schnell ja, sonst kann ich dich nicht mehr begreifen!"

Als hätte ich schon lange wissen müssen, was ich doch erst viel später erfuhr, fiel sie mir erschüttert um den Hals, und auch aus ihrem Schluchzen vernahm ich den unheimlichen Unterton: „Es hätte früher kommen sollen ..." Allein meinem weitern Zuspruch und Liebeswerben hielt sie nicht mehr stand. So plötzlich, wie sie gekommen, sprang sie auf und hinaus. „Nein, laß mich allein, laß mich fort! Und sage um Gottes willen niemandem, daß ich bei dir war... Sobald ich nur kann, komme ich wieder," wehrte sie meine Gefolgschaft hastig ab. In einer Sekunde der Fassungslosigkeit entschwand sie meinem Blick, und da ich mich doch nicht enthalten konnte, ihr nachzueilen, bemerkte ich nur noch, daß sie

nicht nach Hause, sondern ins Hafenviertel lief.

Dafür schlug ich den Weg nach der Bleiche ein. Der beklemmende Gedanke: „Geh und sieh zu, ehe es zu spät ist!“ trieb mich zur Eile an. Auch die weichmütige Herbststimmung setzte mir mit ahnungsschwerer Trauer zu. Ich kannte ja den Frühling des Lebens noch nicht, und solchen Seelen ist der Herbst ein sonderlich melancholischer Leiermann. Unter den halbentlaubten Kastanien im „Grünen Baum“ spielte noch einmal die Bürgermusik, und das versammelte Völklein war von jener geräuschvollen Fröhlichkeit, aus der dem feinen Ohre zugleich ein lebhafter Protest gegen die unausbleiblichen Abende hinter verschlossenen Fenstern vernehmlich wird. Je näher ich dem lustigen Treiben kam, umso größer wurde meine Angst. Ich hätte den Klingklang mit schallender Stimme übertönen mögen: „Hört auf zu spielen, hört auf zu lachen, es ist ein Unglück im Gange!“

Als ich aber eine Weile ganz entgeistert stehen blieb und überlegte, ob ich nicht doch besser den Weg zum Hafen einschlüge, entdeckte ich in einem Winkel des Gartens den musikfreudigen Vater Thurnheer, der allein an einem Tisch saß, doch sichtlich keinen Teil an der Lustbarkeit nahm. Auch er hatte mich erkannt und schien sogar eine Sekunde recht angenehm berührt von diesem Zusammentreffen. Wir stießen miteinander an, wir sahen uns in die Augen, und jeder harrte hierauf gespannt, was ihm der andere wohl verraten werde. Meinem Bericht über die Jahre der Fremde, darin ich das Wichtigste verschweigen mußte, folgte er mit Ungeduld, doch nur das Geständnis, daß nun auch ich an den Büchern den stärksten Halt im Leben gefunden hätte, entlockte ihm ein beifälliges Lächeln.

„Ja, beim Eid, so ist es! In jeder Stunde, wo ein Mensch über belehrenden Büchern sitzt, wird eine Dummheit oder ein Verbrechen weniger begangen in der Welt!“ sagte er mit Verbissenheit.

Dann konnte ich meine Sorge nicht länger verhehlen.

„Und — wie steht es zu Hause?“ klopfte ich mit Zittern und Zagen auf den Busch. „Ist alles wohlauf?“

Der Alte legte sich zurück, schaukelte mit dem Stuhl und blies statt aller Antwort eine Weile nur die Backen auf. Es sah aus, als müsse er zuerst Berge von Zorn und Kummer fortwälzen oder die laute Umgebung verwinden, um überhaupt reden zu können. Wie uns jede große Erregung an einem andern unwillkürlich Achtung abringt, war auch ich sogleich im Bann der schweren Not, an der Marias Vater zu schleppen schien. Seine Augen starrten bleich und feindlich ins Halbdunkel des Gartens; es war der kranke Blick eines verwundeten Tieres, das nicht weiß, wo es den Feind suchen muß.

„Mir kommt's so vor, verstehst du, als stapfte unsereiner seinen Lebtag rechtschaffen am Sumpf vorbei, man nimmt sich wie ein Häftlemacher in acht — und dann gegen Feierabend, wenn du glaubst, endlich auf dem Trockenen zu sein, ziehst du einen Schuh voll heraus, daß dem Teufel drob graust!“ schlug der versteckte Grimm langsam nach oben. Mehr gab er nicht her. Ich merkte jedoch, daß es ihn fast erwürgte und konnte mir zudem leicht denken, wohinaus der Schuß wollte. Der allzu biedere Mann, dessen Leben sich gleichsam im Angesicht von Tausenden abspielte, dieser starrsinnige Vater, der einen köstlichen Schatz besaß und ihn nicht vor dem Verderben hüten konnte, gewann auf einmal meine Teilnahme. Wie wollte der Herr Verwalter seine Würde, sein Ansehen wahren, wenn ihm die widerspenstige, lebenslustige Tochter einen bösen Streich spielte? „Miste du nur erst deinen eigenen Stall aus, ehe du uns mit dem Besen kommst!“ mochte ihm heute schon mancher Blick trotzen. Mußte der pflichteitle Mann vor seinen Herren, denen er so lange redlich diente, zu üblerletzt doch noch die Augen niederschlagen? Wirklich, es stand nicht zum besten um seinen Feierabend, der Gedanke daran erregte sogar in mir lebhaften Widerspruch. Ich hätte dem Geschlagenen entgegenhalten können: „Siehst du, wer Pflicht ohne Güte sät, wird Trotz und Verderben ernten!“ Allein ich empfand über diesen Wandel keine Genugtuung. Furchtbarer als jugendliche Verzweiflung war die graue Ratlosigkeit; es schauderte mich wie vor einem offenen

Grabe. Die drohende Schande schien er mehr als Krankheit und Tod zu fürchten. Und dann — während ich noch bange sann, wie diese beschaffen sein möchte — schlug die alles verstehende Liebe insgeheim schon eine Brücke über die reißende Gefahr. Ein Wort nur wollte ich sprechen — ein großes Wort, das ich im Grunde schon lange hegte und pflegte, eines, das die Kraft hatte, uns alle zu erlösen. Das Herz zitterte mir vor Lust es auszustoßen, eine sturmselige Welle mit blütenweißer Krone rauschte es auf, so gewaltig, daß mir von der Strömung die Sinne schwinden wollten. Wieviel hängt in Leid und Gefahr davon ab, das große erlösende Wort zu sagen!

Ich hatte keine Zeit zu verlieren, galt es doch zuerst einmal Maria auszukundschaften. Was hatte die Rasende zu mir hinauf und so schnell wieder fortgetrieben? Ob der Alte wußte, was ihr so höllisch zu schaffen machte? Es mußte gewagt sein. Aber ich glaube, mir wäre es leichter geworden, durchs Fenster meiner Dachstube zu springen, als die laute Frage zu tun: „Ist etwas Schlimmes mit Maria geschehen? Gerade kam sie in der größten Hast zu mir — wie ein Wirbelwind hinein und hinaus. Herr Thurnheer ... wenn Sie etwas wissen, sagen Sie's mir. Ich muß ihr helfen, ich kann nicht anders. Es wird ihr doch um Himmels willen noch zu helfen sein!"

Aus der nebelhaften Angst stieg es auf — ein unvergeßliches Bild — der Judenkirschbaum am Bleichetor, darunter, vom Blitz und Hagel bedroht, der müde, verhetzte Flüchtling, dem ein tapferes kleines Mädchen die rettenden Hände reicht ... Wie konnte ich bei dieser teuren Erinnerung eine Sekunde nur zögern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten?

Es gab sich ganz von selbst, daß der Alte und ich vom Tisch aufstanden und die Stille der Felder suchten. Er knirschte oder seufzte zuweilen einen Fluch, ein Wort zwischen den Zähnen. Was ich ihm derweilen offenbarte, schien ihn wenig zu kümmern. Ich konnte ihm von keiner Seite beikommen. Erst als ich das Höchste wagte und kühn wie ein Dreißiger vom Heiraten sprach, von meinen bewährten Gefühlen für die Jugendgefährtin, unserer unverletzbaren Zusammengehörigkeit — da kam er auf ein paar Atemzüge wieder zu mir. Da sagte der Alte das Aergste, was ein Vater über die Tochter sagen mag: „Laß du bloß die Hände davon, du bist mir viel zu gut für das liederliche Fegnest! Es ist Bruch, sag ich dir, du kannst es mir glauben!"

Das war mehr als Zorn; er kollerte ja vor unversöhnlichem Haß, im Geiste hatte er sein Kind schon erwürgt und zertreten.

Wir gingen dem versteckten Mühlebach entlang. Vor unsern Blicken dehnte sich das Bleicheviertel, vorn die Fabrikgebäude (das neueste hatte fast den ganzen Garten gefressen) und hinten, wo uns vor Jahren ein gesegneter Obstwald beglückte, die Arbeiterkolonie mit Dutzenden gleichmäßiger Häuschen und Gemüseplätzchen. Das war die Welt, in der mein Begleiter aufging; sie bedeutete dem Herrn Verwalter gewiß mehr als die Zukunft seines Kindes. Gewiß, ich verstand recht gut, was sich jetzt in der Seele des ehrgeizigen Mannes abspielte. Brachte die Tochter im Angesicht dieser tausendäugigen Welt Schande über ihn, so war er in Grund und Boden vernichtet, schnöder Lächerlichkeit preisgegeben.

Als müßte er die Augen vor dem nahenden Unheil schließen, unterrichtete mich Herr Thurnheer über die Veränderungen in seinem Bezirk, aus dem das Idyll meiner Kindheit gänzlich geschwunden war. Ich hörte viel von neuen, der Menschenhand spottenden Maschinen und Methoden, vom Weltruhm der Treustädter Bleiche und dachte dabei doch nur an das eine, was mir diese Stätte der Arbeit wert gemacht hatte. Das durfte mir nicht verloren gehen.

Alter Starrkopf, es ist leichter, über ein Welthaus als über eine sehnsüchtige Seele zu wachen! Und besser wäre dir noch, dies alles ginge in Flammen auf, als daß deine Tochter im Elend verkäme! Ich sprach den Gedanken nicht aus. Der Verwalter hätte ihn schwerlich begriffen. Ungeduldig riß er die Tür seines Hauses auf: „Wie steht's, ist die Jungfer daheim oder nicht?"

Ein wehleidiges Nein war die Antwort.

„Dann soll sie bleiben, wo sie ist! Für diese Nacht schiebe ich den Riegel vor. Und

du, schlaf wohl, komm ein andermal!" winkte mir der Alte und verschwand mit Aechzen und Poltern.

Stundenlang harrte ich vor dem Tore auf Marias Heimkehr. Angeheiterte Gesellen wankten an mir vorüber; sie stießen wilde Jauchzer aus und boten mir üble Späße an. Es war Sauserzeit. Der neue Wein rumorte in allen Gassen. Einmal hörte ich wie im Traum ein seltsames Schwirren und Singen. In schwindelnder Höhe, an lichtweißen Wolken vorüber huschte ein langes Dreieck von Zugvögeln. Und als ich das sah, griff ich mit beiden Händen verlangend in die Luft ... Eine Ahnung, eine plötzliche Gewißheit! Da wandelte sich die Angst des Herzens in dumpfe Hoffnungslosigkeit. Die Häuser der Bleiche, der versteinerte Garten meiner Jugend — alles drehte sich vor meinen Augen.

„So fahre hin, liebe Maria! Ach, möchtest du doch das Glück erfliegen!" dachte ich, arm wie ein kahler Baum. Und schwer, schwankender als die Sausergesellen trieb es mich nach Hause in meine Trösteinsamkeit.

* * *

„Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeiten einst besessen,
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch, was es war, ist mir vergessen..."

Ob du noch lebst? Ob wir uns jemals wiedersehen? In solcher Stimmung ging ich die alten Wege. Und manchmal schlug mir das Herz vor banger Erwartung, dich an einem Erkerfenster oder zwischen grünen Hecken zu erblicken.

Was verursacht jene tiefe Ergriffenheit, das atemlose Stehenbleiben und Lauschen, wenn wir an eine Stelle kommen, an der sich eine schwere Losung erfüllte? Der Schwache, Unglückliche liebt und bekränzt den Platz, darunter das Holde begraben liegt. Die Trauer um das Verlorene ist ihm Lebenserfüllung. Der wandelbar Glückliche hingegen reitet triumphierend darüber hinweg und kümmert sich wenig um das, was er hinter sich läßt, bis auch er eines Tages kopfüber schießt. Aber zwischen beiden steht der Starke. Nachdenklich blättert er im Lebensbuch, und überall da, wo er das Schicksal spürt, grüßt er voller Ehrfurcht den verborgenen Zuchtmeister. In des Knaben Wunderhorn steht das rechte Wort:

„Es ist mir, als ob Gott Ballon mit mir schlüg,
Je stärker er schlaget, je höher ich flieg..."

Ich war schon mehrere Jahre Weltstadtbürger, als ich in Blättern aus der Heimat von einem Eifersuchtsdrama las, darin Maria Thurnheer das große Wort führte. Noch einmal mußte ich durch Tage und Nächte alte Schmerzen mit mir herumtragen. Zwar hatte ich bald nach ihrer Flucht aus dem Vaterhaus erfahren, daß sie die Geliebte eben jenes reichen Jünglings war, der sie mir einst abspenstig machte. Das Ende vom Liede hatten dann Gerichte und Zeitungen aufgezeichnet. Ein Leutnant Gallusser war kurz vor der Hochzeit mit einer ebenbürtigen Treustädterin von einem frühern Bleichemädchen überfallen und durch Revolverschüsse schwer verletzt worden.

Leider bekam ich die traurige Nachricht aus mißverstandener Fürsorge erst lange, nachdem das Urteil über die verblendete Seele gesprochen war. Wie gern hätte ich sonst der armen Geliebten in den schwersten Tagen ihres Lebens meine Freundschaft und Anhänglichkeit bewiesen...

Nach Verbüßung einer gelinden Strafe fand Maria beim alten Hirsch doch wieder Gehör, der sie im Neu-Yorker Zweighaus unterbrachte, wohin ihr die Schande nicht folgen konnte. Von da an blieb sie für die Treustädter verschollen. Auch das Ehepaar Thurnheer kehrte der Bleiche zu jener Zeit notgedrungen den Rücken. Die beiden hatten nun nichts mehr zu verlieren. Ob sie vielleicht nach dieser Prüfung doch noch dahinter kamen, welch gefährlichen Zwiespalt — er durch empörende Härte, sie durch sträfliche Nachsicht — jedes auf seine Art in der trotzigen Mädchenseele erzeugten? Oder suchten sich etwa beide zu trösten mit der billigsten Elternweisheit: „Wir haben es doch so gut gemeint!"?

Vom Deck des Dampfers, der mich wieder in die Fremde trug, nahm ich Abschied von Treustadt. Je mehr es durch die Entfernung zusammenschrumpfte, desto lieber wurde es meinen Augen. Zuletzt schien es mir ganz der alte Heimatsort.

Max Buri (1868—1915).

Landschaft (Iseltwald, 1901).
Phot. Ph. & E. Linck, Zürich.

Noch beherrschte der ehrwürdige Dom selbst die höchsten Dächer, und über der Stadt auf grünem Wall leuchtete wie ehedem die weiße Vogtei weit in die Lande hinaus.

Dort oben sah ich dich, Maria, in Gedanken stehen, deine Sehnsucht winkte über die Wasser, und in einem alles umfassenden Deingedenken rief ich dir zu: „Hab Dank für das, was du mir warst!“

Die Perlentasche.

Novelle von Olga Amberger, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Zwei Menschen kamen mir entgegen auf dem Marktplatz; ein junger Mann mit einer schwarzen Brille stützte sich auf eine alte aufrechte Frau. Ich wich ihnen in einem Bogen aus, damit der tastende Herr mit dem Stock seine sichere Richtung behalten könne. Die alte Frau spendete mir einen gütigen Blick dafür. Man war schon aneinander vorüber. Da ließ die Frau den jungen Mann gehen, drehte sich und zog mich am Aermel. „Sind Sie der Peter Notz?“ fragte sie. Ich war zu Tode erstaunt und sagte: „Ja!“

„Dann bist du unser Vetter! Komm' mit uns!“

Munter und neugierig schloß ich mich an, während die neue Base tausend Aehnlichkeiten mit meiner Mutter an mir heraustüftelte. Wir erreichten ein kleines gelbes Haus am Berge. Außen wuchs ein mächtig schirmender Apfelbaum; seine blätterlose Krone verdeckte die Türe und die Fenster wie ein schwarzes Gitterwerk. Drinnen wartete eine warme Stube. Ich wärmte mich ringsum an dem alten braunen Getäfer mit beiden Augen; selbst an der Decke war ein glänzendes Muster aus zweifarbigem Faserholz, noch feiner als der beste Buchdeckel aus meiner Buchbinderzeit. Ich sah das Sofa, den Tisch, ein Vogelkäfig und drei Uhren im Zimmer, die zart und beredt miteinander sangen. Die Frau Tante und der Herr Vetter hießen mich ruhig sitzen, als ich alles genau angucken und die grünen Pflanzen bewundern wollte, die wie ein kleiner Hügel gegen das Fenster wuchsen. Zu reden wußte ich am Anfange nichts. So erfuhr ich zuerst von den beiden, daß mein Vater, als er noch der wohlhabende Buchbindermeister gewesen war, einst diesen fernen Verwandten in der großen Stadt aus einer nagenden Not geholfen hatte und daß ich nun unverzüglich die Zinseszinsen jener guten Tat auskosten sollte. Das kam mir lieblich vor, und ich sagte nicht nein. Die Base trug einen weißen Scheitel, und ihre Hände waren dick und rot voll übler Frostbeulen, sodaß mir kaum das Abendbrot munden wollte, das sie aufgetischt hatte. Der Sohn aber bewegte vornehme, schneeweiße Hände. Als ich dann die Menge der Bücherrücken rundum auf den Gestellen mit den Augen verschlungen hatte, legte ich Messer und Löffel ab und mußte schließlich heraus mit der Frage, ob der Herr Vetter, der mir kaum zwei Worte der Beachtung geschenkt hatte, ein Gelehrter sei.

„Ja, mein Sohn hätte heute ein Ausstudierter sein können,“ äußerte die Mutter schmerzlich darauf, „wenn ihn nicht mitten zwischen den Büchern und Studien drin das Augenübel getroffen hätte!“

Mein unverhohlener Mitleidsblick mag dem Gelehrten zur Pein geworden sein; er nahm plötzlich die schwarze Brille ab, und ich sah in ein Paar Augen hinein, gerade in so braune und stolze Sterne, wie sie meiner schönen Dame im Herrenhaus aus dem Gesicht brannten. Die Augen verwirrten und lähmten mich; ich raffte mich erst wieder zur Besinnung auf, als ich meinerseits erzählen sollte.

Dreiundzwanzig Jahre sind schnell abgemacht! Meine Mutter war oft mit mir ins Freie gegangen und hatte immer von der Sehnsucht geredet und daß sie etwas erharre aus der Ferne. Endlich wanderte eines Tages ein junger Geselle dem Seeufer nach. Er schieferte mit flachen Steinen über das Wasser hin und vernahm hinter seinem Rücken mein Bubenlob und die feine Orgelstimme meiner Mutter, die rief: „Ei, das können Sie prächtig!“ Der Geselle wandte sich jäh und lachte uns